

# BERND INGMAR GUTBERLET

**SPIEGEL  
Bestseller-  
Autor**

*»Sollen  
sie doch  
Kuchen essen«*



Verleumdungen,  
Fälschungen  
und  
Verschwörungsmythen  
der Geschichte

**LESEPROBE**

EUROPAVERLAG



BERND INGMAR  
GUTBERLET

*»Sollen sie doch  
Kuchen essen«*

Verleumdungen, Fälschungen und  
Verschwörungsmymen der Geschichte

**EUROPAVERLAG**

© Europa Verlag in der Europa Verlage GmbH, München  
Covergestaltung und Motiv: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich  
Redaktion: Franz Leipold  
Layout & Satz: Robert Gigler, München  
ISBN 978-3-95890-498-9

Alle Rechte vorbehalten.  
[www.europa-verlag.com](http://www.europa-verlag.com)

# Cäsarenwahn und Perversion

Pontius Pilatus ist beileibe nicht der einzige Römer, dem in der historischen Beurteilung Unrecht widerfuhr. Unser Bild vom alten Rom ist vermutlich weit mehr, als wir es uns eingestehen wollen, von Hollywoodfilmen, historischen Romanen und zweifelhaften Erzählungen launiger Reiseführer bestimmt. Das gilt in besonderem Maße für die Kaiserzeit, die sich als Steinbruch für schillernde Figuren und saftige Skandale regelrecht aufdrängt. Schon von Caesar haben wir klare Vorstellungen: ein hagerer, asketischer Mann mit silbernem Haar und strengem Gesichtsausdruck. Majestätisch muss dagegen Augustus gewesen sein, Begründer des Prinzipats, weiser Landesvater und gütiger Friedenskaiser. Nach Augustus' Tod in hohem Alter 14 n. Chr. aber rückten zweifelhafte Gesellen an die Spitze der Weltmacht Rom. Da sehen wir einen größtenwahnsinnigen Nero ruhelos und Laute spielend durch seinen Palast irren. Da gibt es einen verdorbenen Alten namens Tiberius, der auf der Insel Capri seinen perversen Begierden nachgeht. Da ist der trottelige Claudius, der sich von zweifelhaften Frauen und Sklaven das Regiment abnehmen lässt, oder der sadistische Caligula, der auch mal ein Pferd zum Senator ernannte, oder im 2. Jahrhundert n. Chr. der brutale Commodus, der sich mit Gladiatoren gemein machte. Sie alle gelten als kaiserliche Ausfälle, als bestenfalls verantwortungslose und charakterlich verdorbene, wenn nicht wahnsinnige Gestalten, die dem Weltreich Rom nichts als Schande

machten. Aber ist das so? Und wenn nicht, wo haben diese Bilder von den römischen Kaisern ihren Ursprung? Und wie lässt sich zum Beispiel im frühen Kaiserreich zusammenbringen, dass das Imperium gerade damals seinen Bürgern Wohlstand und Stabilität gewährleistete, wenn doch an der Spitze solche Satansbraten saßen?

Römischen Geschichtsschreibern ging es nicht um Objektivität; ihr Anspruch lag vielmehr darin, ihre Zeitgenossen zu unterhalten und zu belehren – und darin durchaus einen politischen oder moralischen Zweck zu verfolgen. Antike Geschichtsschreibung ist aus heutiger Sicht näher an Literatur als Kunstform als an wissenschaftlicher Darstellung, deshalb ist vorgeblich Echtes stets mit Vorsicht zu genießen. Der Historiker Tacitus betonte zwar, er wolle »ohne Zorn und Eifer« schreiben, also ohne Parteinahme und an den Tatsachen orientiert. Doch diesen Anspruch löste er nicht ein, sondern zeichnete ein übertrieben schlechtes Bild der Nachfolger des Augustus. Auch zwei weitere Historiker der frühen Kaiserzeit, Sueton und später Cassius Dio, nahmen es mit der Wahrheit nicht so genau, sehr zur Freude späterer Romanschriftsteller und Drehbuchautoren, die auf Sex, Skandale und Sensationen aus waren, um sie genüsslich auszuschlachten. Viele der Historiker waren Mitglieder des römischen Senats, der in der Monarchie an Bedeutung und Gestaltungsmöglichkeiten im Vergleich zur republikanischen Zeit eingebüßt hatte – Grund genug also, mittels Geschichtsschreibung den eigenen Machtverlust zu kompensieren, und zwar weniger durch grundlegende Systemopposition als in Gegnerschaft zu einzelnen Kaisern oder Kaiserfamilien. Darin drückten sie aus, wie tief Rom gesunken war seit den vermeintlichen goldenen Zeiten der Republik – und begründeten Verleumdungen, die die Jahrhunderte überdauerten.

Die eigenartige Konstruktion des römischen Prinzipats war Teil des Problems: Es gab da einen Mann, an dem die antiken Historiker ihre Kaiser maßen – und das war Augustus, der noch als Octavian nach der Ermordung Caesars an die Spitze Roms rückte, nach fünfzehn Jahren Bürgerkrieg im Jahr 27 v. Chr. die Alleinherrschaft über-

nahm und das römische Kaiserreich begründete. Er tat das der Form nach, ohne dabei die Republik abzuschaffen, eigentlich eine Art Quadratur des Kreises. Das war von Anfang an gewagt, aber Augustus gelang der Drahtseilakt. Seither herrschten die Kaiser unumschränkt, und das Römische Reich war faktisch eine Monarchie. Offiziell jedoch wurde die Republik wiederhergestellt und der Senat in seine alten Rechte wiedereingesetzt, doch eigentlich gab man auf der Bühne der römischen Politik bloß eine Aufführung namens Republik: Es sollte sein wie in der glorreichen Vergangenheit, und doch war alles anders. Dieses heikle Konstrukt fortzuführen war die Aufgabe der Nachfolger des Augustus, die sich damit zunächst schwertaten – wenig verwunderlich, da stets der Schein gewahrt sein musste, aber nicht erprobt war, wie die Dinge vonstattengehen sollten. Unter anderem das hat das Urteil der antiken Geschichtsschreiber über die frühen Kaiser geprägt und damit über viele Jahrhunderte bis heute das Bild der römischen Kaiser bestimmt.

Die Herrschaftsverhältnisse im Römischen Reich waren also einigermassen verworren. Doch mit viel Feingefühl und einiger Anstrengung inszenierte Augustus das Theater namens Rom überzeugend und zur allseitigen Zufriedenheit. Er hatte mit dieser paradoxen Konstruktion Rom befriedet und galt seither als gerechter, maßvoller und kluger Herrscher – und das umso mehr, je schwerer sich seine Nachfolger mit ihrer Aufgabe taten. Die Schwierigkeit bestand darin, trotz der tatsächlichen Machtverhältnisse das sogenannte Prinzipat so aussehen zu lassen, als habe nicht der Kaiser allein, sondern mit ihm der römische Senat die Geschicke des Reiches weiterhin in der Hand, als würde Rom einvernehmlich von den Senatoren regiert und der Kaiser in ihrer Runde eine Art Vorsitz einnehmen. Nur war der Senat praktisch machtlos, und der Kaiser herrschte unumschränkt. Prägend wurde außerdem, dass Rom kein Erbkaisertum geworden war, sodass ein Machtwechsel immer auf dünnem Eis vollzogen wurde. Den Biografen der nachfolgenden Kaiser diente Augustus sozusagen als Goldstandard, den seine Nachfolger in ihren Augen kaum erreichten. Dass die

Forschung längst viel differenzierter urteilt, dringt ins allgemeine Bewusstsein nur schwer vor – zu hartnäckig und liebgewonnen sind die Klischees der exaltierten und degenerierten Männer an der Spitze des Römischen Imperiums.

\* \* \*

Höchst ungerecht verfährt die populäre Geschichtstradition bereits mit Augustus' direktem Nachfolger Tiberius, der Rom von 14 bis 37 n. Chr. regierte. Wer die Insel Capri mit ihrer weltberühmten Blauen Grotte besucht, wird von diesem römischen Herrscher hören. Er hatte die malerische Insel fernab vom hauptstädtischen Getöse Roms zu seinem Alterssitz erkoren und sich dorthin zurückgezogen. Ein Dutzend prächtiger Villen besaß der römische Princeps auf Capri, heute Anziehungspunkte für Touristen, die sich wohligher gruseln, wenn ihnen der »Salto di Tiberio« gezeigt wird: Von dort, 300 Meter über dem Meer, ließ der böse alte Mann seine Opfer ins Meer stürzen, hört man. In Wahrheit war Tiberius jedoch eher menschenfreundlich, was aber nicht allzu viel hergibt für Geschichten, mit denen man Touristen unterhalten kann. Glücklicherweise jedoch können Reiseführer zitieren, was die römischen Geschichtsschreiber Tacitus und vor allem Sueton über Tiberius geschrieben haben: Nach dessen Bericht mussten »Scharen von überallher zusammengesuchten Mädchen und Lustknaben und Erfinder allerlei widernatürlicher Unzucht in Dreiergruppen miteinander Geschlechtsverkehr treiben. Er schaute dabei zu, um durch diesen Anblick seine erschlafften Kräfte aufzupeitschen.« Sueton zeichnete Tiberius als alten Lüstling, der Orgien inszenierte und seine hilflosen Gespielen hinterher gar brutal ermordete. Auch wenn er Sklaven loswerden wollte oder andere missliebige Untertanen und selbst hochgestellte Persönlichkeiten, ließ er grausam töten. Zum reinen Vergnügen veranlasste er die Hinrichtung Unschuldiger oder dachte sich Foltermethoden aus, um sich an den Qualen der Opfer zu

weiden. Kurz gesagt, der alte Tiberius lebte nur für seine perversen Gelüste und überließ die römische Politik ihrem Schicksal.

Sueton schrieb seine bösen Worte einige Jahrzehnte nach dem Tod des römischen Kaisers. Seine Einordnung des Tiberius als dem Ersten der selbstsüchtigen, verderbten Despoten, die das stolze Erbe Caesars und Augustus' verrieten und Rom dem Niedergang preisgaben, ist bis heute populär. Auch Suetons Kollege Tacitus stimmte in die Verurteilung ein, ebenso wie bis ins 20. Jahrhundert hinein Schriftsteller das schlechte Image des Tiberius als heimtückischer Tyrann weitergaben. Dazu gehören auch der Schöpfer des *Grafen von Monte Christo* Alexandre Dumas sowie Robert Graves, Autor des Longsellers *Ich, Claudius, Kaiser und Gott*.

Erst Mitte des 20. Jahrhunderts wurde Tiberius rehabilitiert – eigentlich erstaunlich, denn es fiel nicht weiter schwer, die Verleumdungen zu widerlegen. Doch eine kritische Geschichtswissenschaft, wie sie heute als selbstverständlich gilt, entwickelte sich erst im 19. Jahrhundert. Zum Beispiel ist auffällig, dass sich keine ernst zu nehmende zeitgenössische Kritik an Tiberius finden lässt, die die späteren Berichte bestätigt. Der Kaiser kümmerte sich während seiner Zeit auf Capri durchaus um seine Amtsgeschäfte. Auch die recht gut dokumentierte Rechtsgeschichte Roms legt nahe, dass die angeblichen Prozess- und Hinrichtungssorgen des Tiberius nie stattgefunden haben. Dagegen ist belegt, dass er den Opfern eines Großbrandes in Rom großzügige Hilfszahlungen zukommen ließ.

Nüchtern erforscht, ergibt das Leben des Tiberius ein ganz anderes Bild: Der Herrscher war gar nicht zügellos und selbstsüchtig, sondern im Gegenteil überaus bescheiden. Die Ehre, wie Caesar und Augustus zum Namensgeber eines Monats zu werden, wies er zurück. Er war ein nüchterner Staatsmann, hochgebildet und mit einem ausgeprägten Gerechtigkeitssinn. Damit aber und mit seiner zurückhaltenden, kontaktscheuen Art passte er nicht recht in die schillernde Politzene Roms. Trotzdem zeichnete er sich schon vor der Herrschaftsübernahme aus, glänzte als Oberbefehlshaber in Germanien, wirtschaftete als

Princeps sparsam und kümmerte sich um die Verwaltung der römischen Provinzen. Andererseits brachte Tiberius in sein hohes Amt eine Hypothek ein. Er hatte, bevor er als Mittfünfziger an die Spitze des Imperiums rückte, über die Jahre mit vielen persönlichen Enttäuschungen und Demütigungen, mit nicht erfüllten Hoffnungen und hässlichen Intrigen fertigwerden müssen. Als Stiefsohn des Augustus und für die Thronfolge vorgesehen, viel herumgeschubst und im Volk nicht sonderlich beliebt, glich sein Leben über lange Strecken dem Bad in einem Haifischbecken. Das hatte ihn zu einem einsamen Menschen gemacht und mehr als einmal dazu bewogen, Rom verbittert den Rücken zu kehren. Anlass dazu bot wohl auch die ständige Einflussnahme seiner machtbewussten Mutter Livia, die als Witwe des Augustus einen enormen politischen Einfluss besaß. Ihr verdankte er die Thronfolge, weil sie in diesem Sinn auf Augustus eingewirkt hatte, aber dafür gänzelte sie ihren Sohn gehörig. Sein Einstand als Kaiser ging ziemlich daneben, denn Tiberius vermochte nicht recht, im Anschein republikanischer Verhältnisse mit dem Senat sogleich ein gütliches Auskommen zu finden. Obwohl er alles richtig machen und die standesbewussten Senatoren einbinden wollte, verstand der Senat sein Bemühen falsch und reagierte aufgebracht. Das lag am noch unerprobten Ritual der Machtübernahme, aber wohl ebenso am mangelnden Gespür des neuen Kaisers und dem Unvermögen der überaus stolzen Senatorenschaft, mit ihrer Machtlosigkeit umzugehen – jedenfalls war die Atmosphäre fürs Erste vergiftet.

Die Verleumdungskampagne gegen den römischen Kaiser Tiberius begann vermutlich mit Vipsania Agrippina (die Ältere), die ihn des politischen Mordes an ihrem Mann Germanicus, dem Adoptivsohn des Tiberius, beschuldigte. Tiberius setzte sich zur Wehr, aber dem Erfolg stand sein Mangel an Popularität entgegen – heute würde man sagen, es fehlte ihm an medialer Ausstrahlung und einem fähigen PR-Team. Zahlreiche schmutzige Politaffären wurden mit seinem Namen in Verbindung gebracht, auch wenn er damit meist gar nichts zu tun hatte. Dass er sich im fortgeschrittenen Alter trotz seiner Verpflichtun-

gen als Princeps nach Capri zurückzog, brachte ihm in Rom, wo die öffentliche Meinung nun einmal gemacht wurde, nur noch mehr Feinde ein. Denn nach allgemeiner Überzeugung gehörte ein Kaiser nach Rom, das schließlich Zentrum des Imperiums und Nabel der Welt war. Doch Tiberius verbrachte sein letztes Lebensjahrzehnt auf Capri, ohne noch einmal nach Rom zurückzukehren.

Vollends in Verruf geriet Tiberius aber nach seinem Tod. Die Zeit der Schreiber Tacitus und Sueton war geprägt vom verklärenden Blick auf die vergangene Blütezeit Roms und von Pessimismus unter dem Eindruck des Niedergangs ins Despotentum, den sie Tag für Tag erlebten. Diese beklagenswerte Entwicklung musste in den Augen der Nachgeborenen irgendwo greifbar ihren Anfang genommen haben, deshalb wurde Tiberius posthum zum Opfer politisch gefärbter Geschichtsschreibung. So wenig wie die Inkarnation des grausamen Despoten dürfte Tiberius das sanfte Unschuldslamm gewesen sein. An seinem Beispiel erweist sich jedoch, dass Politiker seit ehedem gut daran tun, sich zu Lebzeiten um ihr bleibendes Ansehen zu kümmern.

\* \* \*

Zu Ostern 1894 erschien in Leipzig ein schmales Bändchen. Autor war der Historiker und spätere Friedensnobelpreisträger Ludwig Quidde, der damit einen handfesten Skandal auslöste. Gegenstand der Schrift *Caligula* war Tiberius' Nachfolger, der dritte der römischen Kaiser, aber dem zeitgenössischen Leser konnte kaum entgehen, dass der Autor eigentlich auf den deutschen Kaiser höchstpersönlich zielte: Wilhelm II. Der Untertitel des Buches lautete *Eine Studie über römischen Cäsarenwahnsinn*, und der berüchtigte Caligula, seine allgemein bekannten pathologischen Charaktereigenschaften und die Monstrositäten seines Handelns dienten dazu, Wilhelm als modernes Beispiel des sogenannten »Cäsarenwahnsinns« vorzuführen. Das Kalkül der Publikation lag darin, Parallelen zwischen einem bekanntermaßen

wahnsinnigen römischen Imperator und dem deutschen Kaiser aufzuzeigen, ohne sie direkt anzusprechen. Damit begab sich Ludwig Quidde mit einem Bein ins Gefängnis, denn Majestätsbeleidigung stand unter Strafe. Seine akademische Karriere fand ein jähes Ende.

Die Reihe von Herrschern quer durch die Weltgeschichte, die als wahnsinnig gelten, ist ziemlich lang, aber Caligula (37–41 n. Chr.) ist zweifellos einer der bekanntesten. Eifrig untermauern antike Autoren den vernichtenden Befund mit saftigen Details aus Caligulas Regierungszeit: Er wollte ein Pferd zum Konsul machen. Er aß in Essig aufgelöste Perlen und mit Gold überzogene Speisen. Er machte aus dem Kaiserpalast ein Bordell und zwang die Vornehmsten Roms, sich zu prostituieren. Er führte ein Schreckensregiment und ließ wahllos Menschen hinrichten. Er unterhielt inzestuöse Beziehungen zu seinen Schwestern. Er inszenierte irrsinnige Triumphspektakel. Er ließ sich als Gott anbeten. Die Sache scheint also klar – der Mann war ein brutaler, unzurechnungsfähiger und gefährlicher Psychopath.

Caligula regierte nur wenige Jahre, bereits 41 n. Chr. fiel er einer Verschwörung zum Opfer und wurde gerade einmal 28-jährig ermordet. Für die Geschichte Roms ist er gar nicht weiter von Belang, dafür ist er als historische Figur so populär wie langlebig: vor allem als Stoff für Dramen, Romane und Filme. Als schillerndster, berüchtigtster römischer Kaiser ist seine posthume Medienkarriere atemberaubend, sogar pornografische Werke, in denen ein hemmungsloser Kaiser seinen perversen Gelüsten nach Lust und Laune nachgeht, berufen sich auf Caligulas Lebensgeschichte. Und im öffentlichen Bewusstsein setzte sich dieser Befund hartnäckig fest – schließlich sind es die skandalösen, überdrehten und besonders illustren Gestalten, die im Gedächtnis haften bleiben. Nur blieb bei dieser posthumen Karriere Caligulas in Geschichtsbüchern und Dramen, TV-Serien und Pornofilmen die Wahrheit auf der Strecke, denn Caligula war nicht wahnsinnig.

Die üble Nachrede über Caligula begann unmittelbar nach seinem Tod. In einer Rede vor dem römischen Senat bezeichnete ihn der Konsul Gnaeus Sentius Saturninus zunächst als extremen Tyrannen – zum

Befund der Geisteskrankheit war es da gleichwohl noch ein Stück Weges. Andere Zeitgenossen bemühten bereits den Begriff »Wahnsinn« oder »verwirrter Geist«, darunter der berühmte Philosoph Seneca, später auch der Historiker Tacitus. Diese Einschätzung bezog sich bei näherem Hinsehen aber nicht auf eine Geisteskrankheit, sondern diente – ähnlich wie heute – als Synonym für übersteigertes, verwerfliches Handeln, als politische Verurteilung also. Den Vorwurf des Wahnsinns im pathologischen Sinne hingegen erhob erstmals der Historiker Sueton fast 200 Jahre nach Caligulas Tod – der schon über Tiberius nicht verlässlich berichtete und stets auf Pointen und Anekdoten aus war, ohne sich allzu viel um deren Wahrheitsgehalt zu scheeren. Jahrzehnte später taten es ihm die Geschichtsschreiber Cassius Dio und Flavius Josephus gleich. Und sie erreichten, dass noch viele Jahrhunderte später, zur Zeit des deutschen Kaiserreichs, Caligula als Inbegriff des »Cäsarenwahnsinns« galt.

Nicht alle modernen Historiker sind der schematischen Verteufelung Caligulas gefolgt, aber das Märchen vom unzurechnungsfähigen Psychopathen auf dem Thron ist noch immer lebendig. Dabei wurden all die Vorwürfe, die eine Geisteskrankheit belegen sollten, inzwischen akribisch widerlegt. Vor allem der Berliner Althistoriker Aloys Winterling hat in seiner Caligula-Biografie die fraglichen Punkte eingehend untersucht. Bei genauerer Betrachtung wird aus dem Wahnsinnskaiser zwar kein vorbildlicher Herrscher oder sympathischer Tugendbold – aber aus der Schwarz-Weiß-Skizze eines Sueton wird ein differenzierteres Porträt mit vielen Schattierungen.

Caligulas eigentlicher Name lautet Gaius Julius Caesar Germanicus, er war der Sohn des römischen Volkshelden Germanicus, der den Namen seinen (nach der Schmach im Jahre 9) siegreichen Feldzügen gegen die Germanen verdankte, und Agrippinas der Älteren, einer Enkelin des Augustus. Noch von Augustus als Tiberius' Nachfolger vorgesehen, starb Germanicus jedoch bereits im Jahr 19 n. Chr. Da war sein Sohn Caligula sieben Jahre alt – und sollte der erste römische Herrscher werden, der zu einer Zeit zur Welt kam, als Rom bereits von

Kaisern regiert wurde. Er kannte also weder die Zeit der römischen Republik noch den verheerenden Bürgerkrieg aus eigener Erinnerung. Für ihn war Kaiserherrschaft eine Selbstverständlichkeit, und seine Anwartschaft darauf bestand von Geburt an. Seine ersten Lebensjahre waren die unbeschwerten eines kleinen Jungen in einer glamourösen Familie, die noch dazu viel in der Welt herumkommt. Hätte es schon moderne Medien gegeben, der kleine Caligula wäre von Paparazzi umlagert worden, um ein gutes Motiv für das nächste Titelblatt abzugeben. Schon der Spitzname Caligula, Stiefelchen, verweist auf die Beliebtheit des Jungen, der im germanischen Feldlager, das sein Vater befehligte, die römischen Soldaten bespaßte. Das änderte sich schlagartig mit dem Tod des Vaters, denn damit wurde der kleine Junge allen Schutzes beraubt und mitten in die Intrigen und Gefahren der römischen politischen Klasse katapultiert.

Rom war ein überaus gefährliches Pflaster für ein Kind, das als künftiger Herrscher infrage kam. Eine geregelte Thronfolge gab es nicht, was das Leben Caligulas bedrohte, denn die kaiserliche Großfamilie war in zwei Lager gespalten und Caligulas Familie wurde Opfer einer Verschwörung. Seine ehrgeizige Mutter, die einst selbst hatte Kaiserin werden wollen und nun im Sinne ihrer Kinder tätig war, sowie seine beiden älteren Brüder Drusus und Nero wurden von Tiberius in die Verbannung geschickt bzw. eingekerkert und starben den Hungertod. Auch vorher dürfte Caligulas Mutter ihrem kleinen Sohn, auf den sie alle ihre enttäuschten Ambitionen projizieren musste, kaum eine nur fürsorgliche Mutter gewesen sein, die das Kindeswohl über alles andere stellt. Als nicht weniger dominant gilt die Urgroßmutter Livia, einflussreiche Witwe des Augustus und schon für Tiberius immer wieder ein Problem. Caligulas jugendliches Alter rettete ihm das Leben, aber bewahrte ihn nicht vor traumatischen Erlebnissen. Bei Tiberius in dessen Residenz auf Capri lebend, musste der junge Caligula vor allem überleben und bewies dabei beachtliches Geschick. Das hatte er auch bitter nötig, wollte er nicht wie seine Brüder enden. Zu seinen überlebenden Schwestern hatte Caligula ein sehr

inniges Verhältnis: zur Lieblingsschwester Drusilla bis zu ihrem vorzeitigen Tod im Jahr 38, zu den beiden anderen, bis sie gegen ihn intrigierten.

Stark und hart aber musste ein Junge werden, der eine solche Kindheit und Jugend erlebte, und die notwendige Folge aus ständiger Bedrohung und dem Zwang zur Verstellung waren Misstrauen, Rücksichtslosigkeit, unbedingter Durchsetzungswille und kaum ein Hauch von Zimperlichkeit oder Nachsicht, dafür eine Anlage zur Bösartigkeit. Und offenbar eine Abscheu dem politischen System gegenüber, gepaart mit dem Vorsatz, sich darin um jeden Preis zu behaupten, sollte er Tiberius' Nachfolge antreten.

Als schließlich im Jahr 37 Tiberius starb und Caligula an die Macht kam, galt er im Volk nach dem unbeliebten Tiberius als Hoffnungsträger, seiner Jugend und seines reichsweit bewunderten Vaters wegen. Zum ersten Mal trat an die Spitze des Staates kein gereifter, sondern ein junger Mann, der die Herzen des Volkes eroberte und große Hoffnungen weckte. Das gewohnte Spiel zwischen Alleinherrscher und Senat spielte er zwar zunächst mit, ja er versprach die Teilung der Macht und hofierte den Senat. Diese ersten Monate nach Regierungsantritt ließen vermuten, Caligula werde in die Fußstapfen des Augustus treten. Nicht einmal die Verantwortlichen für den Tod seiner Mutter und seiner Brüder ließ er zur Rechenschaft ziehen. Dann aber wurde der Kaiser ernstlich krank, was ihm vor Augen führte, dass er auch als Herrscher kaum weniger gefährdet war als zuvor am Hof des Tiberius – denn an seiner Nachfolge wurde bereits gebastelt. Machtbehauptung um jeden Preis bot die größtmögliche Sicherheit vor Bedrohung, nicht nur für Caligula selbst, sondern für seine gesamte Familie.

Seither verhielt er sich weniger konzilient und ausgleichend als Augustus und stieß die Senatoren, die mit ihrem Machtverlust ohnehin schwer zurechtkamen, immer wieder vor den Kopf. Das ging trotzdem noch einige Zeit gut, zumal Caligula sich als fähiger Herrscher erwies. Dann aber fanden sich höchste Kreise zu Intrigen gegen den Kaiser zusammen. Als diese fehlschlugen, ließ Caligula alle Rück-

sicht fahren und entblößte mit Ironie, Zynismus und Spottlust die Fassade einer Republik, die gar keine mehr war. Er demütigte den stolzen Senat, den er als Versammlung eitler, aber machtloser Heuchler vorführte. Er verhöhnte die Luxussucht, mit der die Oberschicht Roms ihren politischen Bedeutungsverlust kompensierte. Statt den Schein zu wahren, präsentierte er sich als der Alleinherrscher, der er faktisch ja auch war. Das aber widersprach dem stillschweigenden Abkommen aus Augustus Zeiten und schuf Caligula hasserfüllte Feinde in den Reihen der gedemütigten römischen Aristokratie. Weitere Verschwörungen gegen ihn folgten, von denen eine schließlich Erfolg hatte: Am 24. Januar 41 wurde Caligula bei einer Theateraufführung auf dem Palatinhügel in Rom von Prätorianern ermordet.

Die Vorwürfe gegen Caligula sind keineswegs allesamt frei erfunden. Der wahre Kern wurde jedoch von den Autoren mal grotesk überzeichnet, mal so aus dem Zusammenhang gerissen, dass der Eindruck entstand, der entstehen sollte: dass Caligula verrückt war. Die Sache mit dem Pferd beispielsweise war ein derber, aber zielgerichteter Scherz Caligulas. Wenn er ankündigte, sein Pferd Incitatus (Heißsporn) zum Konsul zu machen, und es mit eigenem, überaus luxuriösem Hausstand ausstattete, verspottete er die Senatoren, die ihre Machtlosigkeit mit einem verschwenderischen Lebensstil übertünchten. In diese Richtung zielte auch der Verzehr vergoldeter Speisen und in Essig aufgelöster Perlen: Caligula verhöhnte die römische Aristokratie mit ihrer hohlen Luxussucht und übertrumpfte sie auf offensichtlich groteske Weise mit ihren eigenen Mitteln. Auch das angebliche Bordell auf dem Palatin entpuppt sich bei näherem Hinsehen als rationale Vorsichtsmaßnahme: Caligula lud die Familien der Senatoren ein, bei ihm auf dem Palatin zu leben, wodurch ihm als Garantie für den Fall einer erneuten Intrige hochgestellte Geiseln zur Verfügung standen. Der Vorwurf der Prostitution hingegen ist haltlos, schon die entsprechenden Schilderungen sind in sich unlogisch. Jeder Grundlage entbehrt auch das angeblich inzestuöse Verhältnis zu seinen drei Schwestern – derartige Vorwürfe wurden zum Zwecke der Denunzia-

tion früher wie heute gern erfunden. In diesem Fall geschieht das aber erst ein Jahrhundert nach Caligulas Tod, während zwei frühere und besser informierte Biografen, die ansonsten nichts ausließen, was ihnen an Caligula verwerflich erschien, davon nichts berichten. Auch dass Caligula sich schon zu Lebzeiten als Gott verehren ließ, ist kein Anzeichen von Verrücktheit, denn die Antike kannte die Vergöttlichung von Herrschern. Caligula schlug damit keine neuen Wege ein, schließlich hatte der Senat selbst schon Caesar und Augustus göttliche Ehren angetragen, die diese aber ausschlugen. Caligula hingegen ließ die Vergöttlichung als Erster zu – auch damit führte er den Senat als unterwürfigen Papiertiger vor. Selbst der Vorwurf, Caligula habe wahllos und zum grausamen Zeitvertreib in Majestätsprozessen Menschen hinrichten lassen, geht ins Leere. Merkwürdigerweise erheben antike Autoren zwar den Vorwurf, bleiben die Opfernamen jedoch fast immer schuldig. Caligula ließ aber durchaus schnell und rücksichtslos zuschlagen, wenn eine Verschwörung gegen ihn im Gange war – das war ebenso üblich wie notwendig, wenn ihm sein eigenes Leben lieb war. Das antike Rom ging mit Menschenleben nicht gerade zimperlich um. Schließlich bleibt noch der Vorwurf grotesker Triumphinszenierungen: In der Tat trieb Caligula im Jahr 40 ungeheuren Aufwand für einen Triumphzug, wie man ihn von heimkehrenden Feldherren erwartete. Aber statt mit großem Gefolge im prachtvollen Wagen in Rom einzufahren, wie es üblich war, ließ er am Golf von Neapel bei Pozzuoli eine rund fünf Kilometer lange Pontonbrücke bauen und vollzog einen Ritt übers Meer. Der Aufwand und die Symbolik waren unerhört, alle Welt sprach davon – und eben das war das Ziel der Aktion. Und ebenfalls nicht unerheblich: Nicht der Senat ehrte den Feldherrn, sondern Caligula inszenierte den Triumph aus eigener Machtfülle. Bemerkenswert bei alledem sind der regelrecht vergnügte Sarkasmus und der Einfallsreichtum des Kaisers.

Der berühmteste Psychopath der Antike war also gar keiner, allerdings war er auch alles andere als der richtige Kandidat für den Posten des römischen Kaisers und mutmaßlich ein ziemlich unerträglicher

Zeitgenosse. Das Krasse, Extreme aber hat sich festgesetzt und hält bis heute vor. Dahinter steckt aber keine reine Bosheit seiner Biografen, sondern kühl kalkulierte Denunziation, die seit nunmehr zwei Jahrtausenden Bestand hat. So wie hinter des Kaisers vermeintlichem Wahnsinn durchaus System steckte, wurde er posthum Opfer systematischer Verteufelung. Caligula sollte in die Nachwelt als ein sozusagen entarteter Tyrann eingehen, um damit zugleich die römische Aristokratie zu rehabilitieren, die vom Kaiser so maßlos gedemütigt worden war. Das lag schon im Interesse seines Nachfolgers Claudius, der die Lesart ausgab, da sei kein nobler Herrscher ermordet worden, sondern ein irrer Tyrann. Die Informanten, oder besser: Denunzianten, auf die sich die Biografen stützen, stammen denn auch aus der römischen Oberschicht, die nunmehr Rache für alle Zeiten übte – wenn man kritiklos glaubt, was Seneca und Sueton, Plinius d. Ältere und Flavius Josephus, Cassius Dio und Tacitus über Caligula wider besseres Wissen geschrieben haben. Vor allem Sueton ist für das verzerrte Bild Caligulas verantwortlich, das er mit medizinischen Befunden anfüttert, die ebenso erfunden sind. Seine Schrift über Caligula entstand ein Jahrhundert nach dessen Ermordung, als Kaiser und Senat im Prinzipat wieder ein gütliches Auskommen gefunden hatten und der Mann, der den Senat derart vorgeführt und sich zum Monarchen aufgeschwungen hatte, als Schreckensbild diente, wie man es nicht machen durfte.

\* \* \*

Auf den früh ermordeten Caligula folgte sein Onkel Claudius, was der Chronist Sueton als Zufall bezeichnete, und jahrhundertelanger Einschätzung zufolge war diese Nachfolge zugleich auch ein Unglück. Plakativ ausgedrückt, kam nach dem verderbten alten Tiberius und dem irren jungen Caligula der schwächliche Claudius. Im patriarchalischen Gefüge der römischen Gesellschaft galt als vornehmste Aufga-

be des Familienoberhaupts, seine Familie unangefochten und mit kluger Strenge zu führen – schon deshalb strafte die antiken Historiker Claudius überwiegend mit Verachtung, weil er angeblich unter dem schädlichen Einfluss seiner Frauen stand. (Eine davon war Messalina, auf die wir später zurückkommen werden.) Wie sollte ein Mann ein guter Kaiser sein, wenn er nicht einmal die eigene Familie im Griff hatte? Außerdem war Claudius der schrullig wirkende Bruder des strahlenden Helden Germanicus und konnte dem legendären Volkshelden in den Augen der römischen Öffentlichkeit nicht das Wasser reichen. Ein unwahrscheinlicher Kaiser war Claudius in jedem Fall: weder Mitglied der bisherigen Herrscherfamilie, wenn auch der kleine Bruder des ruhmvollen Germanicus, vor allem aber hatte er bislang gar keine Rolle spielen dürfen wegen seiner körperlichen Konstitution, die ihn zu einer schrägen Erscheinung machte, denn er hinkte, stotterte und hatte seinen Körper nicht immer unter Kontrolle. Geistig beeinträchtigte ihn sein Handicap hingegen keineswegs.

Claudius musste sich daher behaupten, denn verschiedene Parteinungen betrieben Putschpläne. Doch das gelang ihm, wie er ebenso in seiner Regierung Erfolge hatte. So gründete er die Provinz Britannien und betrieb auch sonst eine kluge Provinzialpolitik. Darüber hinaus setzte er in Rechtsprechung, mit Bauvorhaben und Verwaltung neue Maßstäbe und wirkte weit über die eigene Regierungszeit hinaus. Problematisch war dagegen das Verhältnis zum Senat, schon weil Claudius sich auf Freigelassene stützte, was die Senatsaristokratie als Affront verstand. Das war einer der Gründe für das schlechte Urteil über ihn, ein weiterer war seine Behinderung, derentwegen Claudius den römischen Vorstellungen vom stolzen Erscheinungsbild eines Kaisers nicht entsprach. Und schließlich gaben sich sein Stiefsohn und Nachfolger Nero und dessen Berater, darunter der berühmte Seneca, alle Mühe, Claudius posthum schlechtzumachen und damit Nero aufzuwerten, der wiederum im jüngeren Britannicus, leiblicher Sohn des Claudius mit Messalina, einen Konkurrenten hatte. Der stand bereits kurz vor der Volljährigkeit, und Nero ließ ihn alsbald beseitigen.

Es ist aufschlussreich, wie viel leichter es modernen Historikern fiel, Claudius differenzierter und positiver darzustellen als etwa Nero oder Caligula, aber insgesamt fällt das Urteil trotzdem höchst widersprüchlich aus und reicht vom »Herrscher ohne Willen« bis zum genialsten aller römischen Kaiser.

\* \* \*

Claudius hat das Glück oder Unglück, von zwei der schillerndsten Figuren der römischen Kaiserzeit eingerahmt zu werden: vom Vorgänger Caligula und vom Nachfolger Nero. Letzterer ist im Image der Nachwelt so schlecht weggekommen wie kein anderer römischer Kaiser. Mit ihm verbinden wir die klassische Vorstellung des korrupten, wahnsinnigen und menschenverachtenden Herrschers, im modernen Sinn ein rücksichtsloser Egomane. Peter Ustinov verkörperte diesen Nero meisterhaft in der Verfilmung des berühmten Romans *Quo vadis*, aber seine bestechende Darstellung ist zwar brillant, jedoch völlig unhistorisch.

Dieses ausschließlich negative Image Neros, dessen erste Regierungsjahre ausgesprochen erfolgreich waren, ist entscheidend von der Tatsache bestimmt, dass in seine Herrschaft der große Brand von Rom und die sich anschließende grausame Verfolgung der Christen fallen. Fröhlich am einem Sommertag Mitte Juli 64 brach am Circus Maximus ein Brand aus, vermutlich dort, wo leicht entflammable Bretterbuden standen. Das Feuer breitete sich in Windeseile aus und konnte erst nach sechs Tagen und sieben Nächten gelöscht werden, als man die Flammen mit Schneisen daran hindern konnte, noch weitere Teile der Stadt in Mitleidenschaft zu ziehen. Aber nicht alle Brandherde waren ausgerottet, und erneut loderten die Flammen auf und setzten ihre Zerstörungsarbeit noch einige Tage fort. Brände gab es in Rom damals häufig; Holz war ein wichtiges Baumaterial und der Brandschutz unzureichend. Die römische Feuerwehr war zwar vergrößert

ßert worden, aber dieser Brand stellte alles bisher Gekannte in den Schatten. Die Überlieferung über das Ausmaß der Katastrophe ist uneinheitlich, mal ist von zwei Dritteln Roms die Rede, die der Brand zerstörte, mal heißt es, von den 14 Stadtteilen habe der Brand nur zwei verschont. In jedem Fall waren die Auswirkungen des Großfeuers verheerend. Wohn- und Geschäftsviertel fielen dem Brand ebenso zum Opfer wie alte Tempel oder öffentliche Gebäude. Viele Menschen starben in den Flammen, 200 000 Römer wurden obdachlos, die stolze Stadt blieb zu großen Teilen nur mehr als Aschewüste zurück.

Schon weil das Feuer so ungemein hartnäckig gewütet hatte, verbreitete sich das Gerücht, es habe sich um Brandstiftung gehandelt, ebenso schnell wie eben noch die Flammen. Gerüchte waren im alten Rom von politischer Brisanz, und Nero bekam es über viele Jahre immer wieder damit zu tun, mehr als jeder andere Kaiser. Und mit jedem Mal wurde es gefährlicher. Gerüchte konnten einen Princeps zu Fall bringen, wenn das römische Volk ihm die Gefolgschaft verweigerte, und gegen Nero richteten sich nun der Zorn und die Verzweiflung der Römer angesichts ihrer zerstörten Stadt. Im Unterschied zu Augustus, der sich bei Katastrophen blicken ließ und dem Volk gut zuredete, blieb Nero erst einmal auf seinem Sommersitz. Diesen Fehler begehen Politiker bis in unsere Tage immer wieder, und die Öffentlichkeit trägt es ihnen jedes Mal nach. Zurück nach Rom kam Nero erst, als auch sein Palast vom Feuer bedroht war.

Mehrere Autoren beschuldigten bereits damals den Kaiser, für den Brand verantwortlich zu sein. Allerdings machten sie bei Nero unterschiedliche Motivationen für diese Tat aus: Mal habe Nero den Brand Trojas nachempfinden wollen und deshalb am Beispiel Roms nachgeholt. Mal habe er *tabula rasa* machen wollen, um seine Bauwut zu befriedigen und die Stadt nach dem Brand als Neropolis prächtig wieder aufzubauen. Ein weiteres Motiv besagt, Nero habe sich wegen zahlreicher Verschwörungen gegen seine Person an der Stadt Rom rächen wollen. Einem wilden, besonders gefährlichen Gerüchte zufolge war Nero dabei gesehen worden, wie er während des Brands vom

Turm seines Palastes aus mit seiner Leier ein Lied über das brennende Troja zum Besten gab.

Aber diese Beschuldigungen, ob vorsichtig angedeutet oder mit haltlosen »Beweisen« unterfüttert, waren allesamt falsch. Die günstige Gelegenheit, die durch die schreckliche Katastrophe, eine verängstigte Bevölkerung und das Chaos in Rom entstanden war, hatte sich eine oppositionelle Gruppe zunutze gemacht. Sie trugen ihre Ablehnung des Kaisers wirkungsvoll ins Volk.

Dabei war der Kaiser weder für den Brand verantwortlich noch ließ sich an seinen rasch getroffenen Maßnahmen etwas aussetzen. Nero öffnete sogleich nach seiner Rückkehr nach Rom seine Gärten für Obdachlose und stellte Geldmittel und Baumaterial bereit, um den Geschädigten zu helfen. Damit der Wiederaufbau rasch vorangehen konnte, verfügte er Anreize für die geschädigten Hausbesitzer. Vor allem aber erließ er nützliche Vorschriften für Traufhöhen und Bauweise, um neue Brände zu verhindern und künftig die Brandbekämpfung zu erleichtern. Daneben ließ Nero mit Opferfesten die Götter ehren – ein wichtiger Aspekt, um die verängstigte Bevölkerung zu beruhigen. Nero tat also alles in seiner Macht Stehende, um die Folgen des Brandes zu lindern und die Stadt möglichst schnell wieder aufzubauen.

Die Angst vor dem Zorn der Götter mochten die Kultrituale lindern, aber sie konnten die Gerüchte über Neros Rolle als Brandstifter nicht zerstreuen. In einer derart prekären Situation in der zerstörten Stadt konnte die ablehnende Stimmung rasch in offene Feindseligkeit einer unberechenbaren Masse umschlagen. Fatal geriet Neros Reaktion auf diese wüsten Beschuldigungen. Der Kaiser tat, was andere vor und nach ihm ebenso taten, wenn sie sich in die Enge getrieben sahen: Er lieferte einen Sündenbock, an dem die kochende Volksseele ihr Mütchen kühlen konnte. So kam es zur Verfolgung der römischen Christen, deren wachsender Zulauf ohnehin verdächtig war, ganz zu schweigen von ihren merkwürdigen religiösen Ansichten. Nero ließ einige Mitglieder dieser neuen Sekte festnehmen und ihnen unter Fol-

ter ein Schuldeingeständnis abpressen. Das Volk von Rom bekam, wonach es verlangte: Schauprozesse und Hinrichtungen und eine noch kaum bekannte, zweifelhafte Sekte als willkommenen Schuldigen für die schreckliche Katastrophe. Und Kaiser Nero hatte sich aus dem Fokus des Volkszorns bugsiiert.

Diese Christenverfolgung aber nahmen die späteren christlichen Geschichtsschreiber Roms dem heidnischen Kaiser Nero übel. Diese Tradition fand ihre Fortsetzung über das christliche Mittelalter (Johannes von Salisbury bezeichnete ihn im 12. Jahrhundert als schlechtesten Menschen aller Zeiten) bis in unsere Zeit. Und weil zum verabscheuungswürdigen, unschuldige Christen verfolgenden Tyrannen passt, dass er seine Stadt anzündet, überlebten auch diese antiken Stammtischgerüchte vom irren Brandstifter zwei Jahrtausende. Darüber hinaus galt in der Beurteilung Neros dasselbe wie für Tiberius: Mehr noch als dieser gehörte Nero in die Zeit des vermeintlichen Niedergangs Roms, für den sein schlechter Charakter und seine Staatsführung verantwortlich gemacht wurden. Hinzu kommt, dass das nachfolgende Herrschergeschlecht der Flavier Nero als letzten Vertreter des julisch-claudischen Kaiserhauses aus Gründen der Selbstdarstellung schlecht machte – spätestens da begann das Bild Neros, sich für die Nachwelt zu verdunkeln. So stellten Generationen von Geschichtsschreibern die vermeintlichen (und auch echten) Verbrechen Neros in den Vordergrund und blendeten all das aus, was ihn zu einem gewöhnlichen Herrscher mit Stärken und Schwächen macht.

\* \* \*

Mit den frühen Kaisern Roms ist die Reihe der verleumdeten Herrscherfiguren noch lange nicht zu Ende. Wenigstens einer sei noch erwähnt, schon weil er und seine Regierungszeit im zweiten Jahrhundert einem berühmten Hollywood-Blockbuster den Handlungsrahmen lieferten: In Ridley Scotts *Gladiator* aus dem Jahr 2000 mit Russell

Crowe als Feldherr Maximus, der dem neuen Kaiser Commodus (Joaquin Phoenix) die Gefolgschaft verweigert, weil er dessen (unhistorischen) Vatermord an Marc Aurel verurteilt. Commodus lässt ihn verfolgen und seine Familie ermorden, Maximus gerät in die Sklaverei, wird Gladiator und kämpft sich durch bis zum Showdown im Kolosseum, wo es zum Kampf gegen den Kaiser kommt, der sich als Gladiator verdingt – was wiederum historisch belegt ist. Nicht zuletzt die Rolle des Kaisers als Gladiator machte Commodus zu einem weiteren der schwarzen Schafe in der römisch-kaiserlichen Ahnengalerie. Er galt nicht nur als schlechter Kaiser, sondern als wahnsinnig, weil er sich mit dem göttlichen Helden Herkules identifizierte und sich entsprechend kleidete und darstellen ließ – als Statue und auf Münzen. Dazu passte gut, dass er sich den Frevel erlaubte, als Kaiser den Gladiator zu geben, und die Monatsnamen nach sich umbenennen ließ. Sein Biograf Herodian war nicht der Einzige, der ihn als geisteskrank bezeichnete, beschrieb ihn aber ebenso als schönen Mann mit athletischem Körper und blonden Locken.

Nicht nur äußerlich, sondern ebenso von Geburt war Commodus eigentlich ganz besonders geeignet, den Reihen der römischen Kaiser zur Ehre zu gereichen, denn er war der erste purpurborene Thronfolger. Das heißt, er wurde geboren, als sein Vater Marc Aurel bereits Kaiser war. Er ließ seinen Sohn außerdem auf das Amt vorbereiten und beteiligte ihn noch zu Lebzeiten an der Regierung. Nachdem sein Vater auf einem Feldzug gegen die Germanen an der Donau gestorben war, möglicherweise an der Pest, übernahm Commodus 180 n. Chr. mit 18 Jahren die Alleinregierung. Sein Einzug in Rom wurde bejubelt, das Volk hoffte auf einen würdigen Nachfolger Marc Aurels, der schon zu Lebzeiten und bis heute als einer der besten römischen Kaiser gilt. Commodus verfolgte sogleich eine Politik des Friedens und beendete den Krieg gegen die Markomannen. Auch sonst war seine Regierung durchaus solide. Selbst dass er schon bald mit dem Senat über Kreuz lag, war für sich genommen noch kein Problem, das war anderen Kaisern genauso gegangen. Commodus brachte die ehrwürdigen

Senatoren auf Dauer gegen sich in Stellung, weil er sie politisch ausbootete. Schlimmer noch: Sie bekamen es mit ehemaligen Sklaven zu tun, die für den Kaiser die Geschäfte erledigten – die Senatoren fühlten sich dramatisch deklassiert, quasi als Sklaven von Sklaven. Die Beziehung zum Senat war bereits nach einem Jahr ziemlich zerrüttet, während das Volk weiterhin auf Commodus' Seite stand.

Doch als er sich ein Jahrzehnt nach der Regierungsübernahme als kaiserlicher Gladiator und göttlicher Herkules neu aufstellte, überschritt er Grenzen und brachte sich letztlich selbst zu Fall. Sein Ziel scheint es gewesen zu sein, seine Herrschaft auf eine neue Grundlage zu stellen. Vielleicht weil Commodus die militärische Erfahrung fehlte, also der soldatische Stallgeruch, auf den man in Rom großen Wert legte, verlegte er sich darauf, seine kriegerischen Fähigkeiten als Gladiator unter Beweis zu stellen. Das entsprach einerseits römischen Gepflogenheiten und vermittelte Volksnähe, andererseits stellte es eine Grenzüberschreitung dar, weil hier ein Kaiser in die Arena trat und sich mit den Gladiatoren gemein machte. Diese mochten umjubelte Stars sein, aber sie blieben antike Underdogs, mit denen sich ein Kaiser nicht einlassen durfte. Nunmehr schwand auch im römischen Volk der Rückhalt, bis nur noch Soldaten und Prätorianer zu ihm hielten. Die Ablehnung des Volkes fand ihren Ausdruck in einem Gerücht, das besagte, der Kaiser ziele bei seinen Auftritten in der Arena mit Pfeil und Bogen wahllos auf Zuschauer. Prompt blieben die Zuschauer aus, wenn der Kaiser in die Arena stieg. Jedenfalls vermochte Commodus seiner Herrschaft kein tragbares neues Fundament zu bauen, nicht in Anknüpfung an Herakles, nicht mit Monaten, die seine Namen und Titel trugen, und auch nicht als kaiserlicher Gladiator, der seine Allmacht im Abschlachten unzähliger Tiere unter Beweis stellte.

So stürzte Commodus, der wie Caligula als junger Hoffnungsträger vom Volk gefeiert worden war, wie Nero über böse Gerüchte, die auszuräumen er nicht vermochte. Und wie Nero und Caligula fiel das Urteil der Geschichte, eingeleitet von den antiken Historikern, verheerend aus. Die Autoren der Kaiserzeit schlugen sich, wieder einmal,

ganz überwiegend auf die Seite des Senats. Sie berichteten ausführlich von Morden, Perversionen, Verfehlungen und exaltierten Anwandlungen wie derjenigen, sich als göttlicher Herkules anzusehen. Sie nannten ihn Mörder, Feind des Volkes, der Götter und des Senats. Sie stellten das Schreckensregiment der Präefekte, die Commodus einsetzte, heraus und ließen die Erfolge seiner Regierung, die außen- wie innenpolitisch durchaus bemerkenswert waren, nicht gelten. Nach diesen Darstellungen war der Übergang vom idealen Kaiser Marc Aurel zum wahnsinnigen Tyrannen Commodus eine Wasserscheide vom Guten zum Bösen, Abgründigen, zur Katastrophe. Unter all dem Guten, das Marc Aurel dem Römischen Reich getan hatte, war da diese eine Verfehlung: den missratenen Sohn zum Nachfolger zu bestimmen – so ein zeitgenössischer Historiker. Im gleichen Maß, wie der Vater als idealer Herrscher gerühmt und verherrlicht wurde, verteufelte die Nachwelt den Sohn, dessen Regierungsantritt das Ende der Blütezeit unter den Adoptivkaisern markierte – und den Beginn einer schlimmen Ära mit Bürgerkrieg und weiteren Tyrannen auf dem Kaiserthron. Vielleicht hatte Commodus angesichts des überragenden Erbes seines Vaters gar keine wirkliche Chance – er war weder der Erste noch der Letzte, der am drückenden Vermächtnis eines großen Vorgängers scheiterte. Doch wie die anderen Kaiser hat er es verdient, differenziert eingeschätzt zu werden, damit die überzogen schlechten Beurteilungen und krassen Verleumdungen ein Ende haben.

Am Vorabend des Jahres 193 jedoch, als Commodus wieder einmal einen spektakulären Auftritt geplant hatte, erdrosselte ihn im Bad einer Gladiatorenschule, wo er sich auf seinen Auftritt vorbereitete, sein Personal Trainer, der Athlet Narcissus. Das Gerücht kursierte, der Kaiser wolle beim nächsten Auftritt im Kolosseum zwei unliebsame Senatoren töten, die daraufhin dringenden Handlungsbedarf sahen. Nach nur dreizehn Jahren an der Macht war Commodus einer Verschwörung zum Opfer gefallen. Mit ihm endete die Epoche der Adoptivkaiser, und sofort verhängte der römische Senat über Commodus die *damnatio memoriae*: Sein Name wurde nicht mehr genannt und aus

Inschriften getilgt, alle Ehren wurden ihm aberkannt, jedes Gedenken wurde verboten. Das hob zwar Septimius Severus, der in den Nachfolgewirren des Vierkaiserjahrs 193 schließlich obsiegte, nur drei Jahre später wieder auf und sprach ihm göttliche Ehren zu. Er ließ seinen Vorgänger außerdem noch ehrenvoll im Mausoleum des Hadrian beisetzen. Doch die Interpretationshoheit behielt der Senat, dessen Urteil vom schlechten Kaiser die Biografen aufgriffen und in die Neuzeit trugen. Und die fand in Commodus einen besonders spektakulären Imperator, dessen Biografie man trefflich ausschlichten konnte, wie die populären Darstellungen des Commodus in Literatur und Film zeigen.

# Was nicht sein darf

Nachdem das Römische Reich untergegangen war, produzierte es keine Vorlagen mehr für neue Skandale und Personen, aber eine kaum weniger schillernde Institution trat an seine Stelle: die katholische Kirche. Die vielleicht berühmteste Erzählung aus der Kirchengeschichte des Mittelalters ist die der Päpstin: von einer Frau, die es ungehörigerweise bis an die Spitze der männerdominierten Kirchenhierarchie geschafft haben soll.

Eine Frau auf dem Papstthron in Rom? Unvorstellbar. Ein Papst, der während einer Prozession ein Kind gebiert und somit unfreiwillig offenbart, dass »er« eine Frau ist? Kaum zu glauben. Eine Frau aus Mainz, die Mitte des 9. Jahrhunderts als Mann verkleidet eine Gelehrtenlaufbahn einschlägt und es bis zur Papstwürde bringt? Mehr als unwahrscheinlich. Und doch berichten Chronisten seit dem 13. Jahrhundert von einer Frau als gewählter Nachfolgerin des Petrus, einem der – in ihren Augen – schmachvollsten Kapitel in der Geschichte des frühmittelalterlichen Papsttums. So unsäglich sei diese Angelegenheit gewesen, so unendlich peinlich für das Ansehen der Kurie und der katholischen Kirche insgesamt, dass man Johannes VIII., wie Johanna als Papst hieß, aus der offiziellen Zählung der Päpste herausnahm und schlichtweg verschwieg. Die Geschichte ist so abstrus und faszinierend, dass man annehmen möchte, sie müsse einfach wahr sein. Nicht auszudenken eben.

Martin von Troppau, ein schlesischer Dominikanermönch und Kaplan am päpstlichen Hof, hat die unrühmliche Geschichte 1278 am detailliertesten beschrieben, nachdem einige Jahre zuvor verschiedene Chronisten im lothringischen Metz, in Frankreich und in Thüringen mit unterschiedlichen Details als Erste davon berichtet hatten. Der Metzger Chronist datierte die Geschichte auf um 1100, während Martin von Troppau in seiner Papst- und Kaiserchronik vom Jahr 855 erzählt, in dem auf Papst Leo IV. Johannes Anglicus aus Mainz gefolgt sei und zwei Jahre, sieben Monate und vier Tage an der Spitze der römischen Kirche gestanden habe. Doch dieser Papst sei eine Frau gewesen, die in Männerkleidung ihren Liebhaber nach Athen begleitet und sich dort, vorgeblich als Mann, in den Wissenschaften bewährt hatte. Später habe sie in Rom gelehrt und sich dort ebenfalls einen Namen gemacht. Aufgrund ihres auch moralischen Ansehens habe man sie schließlich einstimmig zum Papst gewählt. Allerdings sei sie während ihrer Amtszeit geschwängert worden. So sei es dazu gekommen, dass Johanna/Johannes auf dem Weg von St. Peter zum Lateran, zwischen dem Kolosseum und der Kirche San Clementi, von Wehen überrascht worden sei und auf offener Straße ein Kind geboren habe. Ebendort sei sie auch gestorben und begraben worden. Dieser Ort werde seitdem von den Päpsten streng gemieden. Martin von Troppau, gelegentlich als »Geschichtslehrer des Mittelalters« bezeichnet, war einer der meistgelesenen – und meistkopierten – Chronisten des Altertums, und seine Version der Geschichte wurde überall im christlichen Europa aufgegriffen.

Andere mittelalterliche Chronisten verweisen auf ein verdächtiges Element der Papstkrönung im Lateranpalast und der dazu gehörigen Basilika. Noch vor der eigentlichen Weihe nahm der neu gewählte Papst nacheinander auf zwei antiken Sesseln Platz. Diese sogenannten »kurulischen Stühle«, die nichts mit dem eigentlichen Papstthron zu tun haben, existieren heute noch: der eine im Pariser Louvre, der andere im Museum des Vatikan. Die Besonderheit dieser Sitzgelegenheiten, nachweislich seit 1099 bei der Papstinthronisation benutzt:

Ein Teil der Sitzfläche fehlt. Wurde so das Geschlecht eines gewählten, aber noch nicht geweihten Papstes geprüft, um einen erneuten Skandal auszuschließen? Was sonst soll dieses anatomische Detail bedeuten – in einer Zeremonie, die durch und durch symbolbeladen war? Dazu passend berichtet ein Hofliterat des Medici-Papstes Leo X. Anfang des 16. Jahrhunderts davon, dass die Prüfung des päpstlichen Geschlechts ganz öffentlich in der Lateranbasilika vor sich gehe und das Ergebnis dem versammelten Volke von einem Geistlichen kundgetan und im Protokoll vermerkt werde.

Und tatsächlich gibt es in Rom eine kleine Straße, die die Päpste auf ihren Prozessionen umgingen. Dort befand sich, bevor Papst Sixtus V. sie entfernen ließ, eine Statue, die offenbar eine Mutter mit ihrem Kind darstellte. Die Inschrift eines Steins mit rätselhaftem Inhalt an anderer Stelle der Gasse wird verständlich, wenn man ihn auf Johanna bezieht: Es muss ihr Grabstein sein. Haben die Päpste deshalb jahrhundertlang diese Gasse schamvoll gemieden? Um mit den Zeugnissen dieser Schande nicht unmittelbar konfrontiert zu werden? Die Straße lag auf dem direkten Weg zwischen Lateran und Vatikan – eine Strecke, die jeder Papst immer wieder zurückzulegen hatte. Warum also sollten die Päpste jedes Mal einen Umweg in Kauf nehmen? Und warum hat sich immerhin 200 Jahre lang niemand darüber beschwert, dass in der Kathedrale von Siena in der Reihe der Päpste auch eine Frau zu sehen war? Selbst dem später verbrannten Ketzer Johannes Hus widersprach während seines Verhörs auf dem Konstanzer Konzil keiner der anwesenden Vertreter der Kurie, als er Johanna als Päpstin bezeichnete.

Dass sich die vielen Erzählungen über Johanna stark voneinander unterscheiden, ist nicht weiter verwunderlich: Mittelalterliche Chronisten schmückten ihre Berichte fast immer aus. Mal stirbt Johanna bei der Geburt, mal wird sie von der entsetzten Volksmenge verjagt oder gesteinigt. Gelegentlich wird berichtet, der Sohn sei später Bischof von Ostia geworden, und manchmal ist auch zu lesen, Johanna habe für den Rest ihres Lebens in einem Kloster Buße getan.

Doch ob Johanna nun um das Jahr 1100 den römischen Männer-

club aufgemischt haben soll oder nach Martin von Troppau bereits im 9. Jahrhundert: Die historischen Quellen schweigen sich bemerkenswerterweise mehrere Jahrhunderte lang über dieses doch sehr besondere Pontifikat aus. Den Menschen des Mittelalters müssen die Berichte von der Päpstin Johanna als ungeheure Monstrosität vorgekommen sein, denn ein Papst musste doch ein Mann sein. Trotzdem hielt man die Geschichte lange Zeit für wahr, sogar von offizieller Seite. Und noch heute befassen sich Historiker mit diesem Thema und wägen oft von Neuem ab, was an der Sache dran sein könnte.

Genau da muss man ansetzen, um die Geschichte einer Frau auf dem Papstthron richtig einzuschätzen. Damals wie heute besaß ein solcher Skandal verständlicherweise eine gewaltige Anziehungskraft, wurde weitererzählt und immer wieder ausgelegt. Sensationslust ist schließlich keine Erfindung unserer Zeit. Und die Faszination dieser Figur reicht bis heute – wie Bestsellerromane und Spielfilme belegen, die die Legende der Päpstin zur Grundlage haben. Sie bezeugen meistens eher die heutige Sicht auf die Vergangenheit als das Interesse an dem, was tatsächlich stattgefunden hat. Hinzu kommt, dass das Schicksal dieser Frau, das die katholische Kirche totzuschweigen versucht, bei Feministinnen wie Kirchenkritikern großen Anklang findet.

Das war schon im Mittelalter ähnlich. Ob man einen solchen Skandal für möglich oder gar authentisch hielt, richtete sich auch danach, wie man Kirche und Religion der eigenen Zeit erlebte. Immer wieder gab es Perioden, in denen vermehrt Kritik am Papsttum laut wurde. Solche Kontroversen wurden auch propagandistisch ausgetragen, etwa in den Schriften der Bettelorden. Sie verstanden in Abgrenzung zur reichen Kirche die Armut als oberstes Ideal, agitierten gegen den Heiligen Stuhl und waren dem Volk – allein durch räumliche Nähe in ihren städtischen Konventen – sehr viel näher als der Papst in Rom. Die meisten Autoren, die über Johanna schrieben, waren Bettelmönche. Ebenso ist es kaum verwunderlich, dass im 16. Jahrhundert, in den stürmischen Jahrzehnten nach der Reformation, die Geschichte von Johanna in den protestantischen Polemiken gegen die katholische

Kirche und das Papsttum häufig als Beispiel für die verlotterte römische Kirche angeführt wurde. Auch den Protestanten diene die Frau auf dem Stuhl des heiligen Petrus als anschauliches Sinnbild katholischer Verderbtheit.

Aber wie steht es nun mit den angeblichen Indizien? Die seltsamen Stühle, die gemiedene Gasse, der Grabstein? Wie bei vielen Legenden lassen sich auch im Falle der Päpstin Johanna Details, auf die sich Wahrheitsnachweise stützen, plausibel und unspektakulär erklären.

Die Stühle, deren anatomische Besonderheit lange damit erklärt wurde, man prüfe so die Virilität des neu gewählten Papstes, stammen aus der Antike. Sie waren aus Rosso antico, einem Marmorstein, der wegen seiner roten Farbe dem Porphyrt, dem »kaiserlichen Stein«, gleichgesetzt wurde. Farbe und Alter dürften die beiden Möbel für die Verwendung bei der Inthronisation qualifiziert haben. Dass die Sitzflächen eine Aussparung aufwiesen, hat einen ganz praktischen Grund: Die steinernen Sitzgelegenheiten dienten als Badesessel, was die Aussparung der Sitzfläche vergleichsweise banal erklärt: Das Wasser konnte abfließen.

Und auch dafür, dass Papst und Gefolge eine bestimmte Gasse nicht benutzten, obwohl sie eine Abkürzung auf einem häufig zurückgelegten Weg bot, gibt es eine ganz simple Erklärung: Diese Gasse war so eng, dass der Papst und sein Gefolge gar nicht hindurchgepasst hätten. Daher nahm man einen längeren, für eine kleine Prozession aber bequemeren Weg. Die Statue, die leider nicht mehr existiert, stellte einigen Zeugnissen zufolge keineswegs so eindeutig eine Frau mit Kind dar: Zeitdokumente, die sich nicht auf die Päpstinlegende beziehen, sprechen von der heidnischen Darstellung einer Priestergestalt mit Palmenzweig sowie einem dienenden Knaben. Weil die Figur aber ein weites Gewand trug, konnte man sie leicht für eine Frau mit Kind halten. Die rätselhafte Inschrift auf einem Stein, der sich ebenfalls in der Gasse befand, lässt sich nur mit einer gehörigen Portion Fantasie auf die Päpstin beziehen. Denn solche Inschriften bestanden überwiegend aus uneindeutigen Abkürzungen, in diesem Fall sechs-

mal der lateinische Buchstabe P. Natürlich lässt sich daraus ein lateinischer Satz bilden, der auf die Sage passt. Aber andere Auslegungen dieser Inschrift sind wahrscheinlicher. Lateinische Inschriften, die schwer zu deuten waren, wurden im Mittelalter gerne für Wortspiele-reien verwendet.

Auch die konkrete Angabe, Johanna sei in Mainz geboren, ist eher als Indiz dafür zu werten, dass die Legende vornehmlich ideologisch begründet war. Mainz war zur Zeit der Entstehung der Johanna-Legende *die* deutsche Metropole und Synonym für die Rivalität zwischen Papst- und Kaisertum. Später diente Johannas deutsche Herkunft als Erklärung, warum kein Deutscher mehr zum Papst gewählt wurde – was einige deutsche Autoren dazu brachte, die Legende ganz nach Griechenland zu verlegen. Auch das Detail des Studiums in Athen ist zweifelhaft, denn die ehemals glanzvolle Metropole Griechenlands war zur Zeit Johannas längst kein herausragender Ort der Wissenschaften mehr. Noch ein bemerkenswerter Aspekt deutet auf den Legendencharakter der Päpstinengeschichte: Eine sehr ähnliche Geschichte wird auch aus dem orthodoxen Byzanz, dem Sitz der Ostkirche, berichtet. Ein Patriarch des 10. Jahrhunderts soll demnach veranlasst haben, dass seine Nichte, als Mann verkleidet, zu seinem Nachfolger gewählt wurde. Und nicht zuletzt dürfte eine römische *urban legend* Pate gestanden haben. Sie erzählt von der öffentlichen Geburt eines Kindes in einer Gasse zwischen Kolosseum und San Clemente.

Es verhält sich mit der Legende der Päpstin Johanna also ähnlich wie mit vielen Verschwörungstheorien. Entsprechend interpretiert, dienen diverse Details als Indizien für die Richtigkeit einer Annahme. Zusammengenommen ergibt sich ein Zirkelschluss dieser Hinweise, der dann mit einem Beweis gleichgesetzt wird. Tatsächlich aber stützen mehrere auf Sand gebaute Säulen ein dementsprechend instabiles Argumentationsgebäude, das bei einiger Nachforschung rasch ins Wanken gerät. Auch wenn sich *nicht* belegen lässt, dass keine Frau jemals Papst war – die vagen und widerlegbaren Hinweise reichen für eine Beweisführung ihrer Existenz noch viel weniger aus.

## ÜBER DEN AUTOR



BERND INGMAR GUTBERLET, geb. 1966, ist Historiker. Er studierte in Berlin und Budapest und arbeitet heute als Publizist in Berlin. In vielen Büchern vermittelte er zwischen Wissenschaft und »interessierten Laien«, weil er findet, dass fundierte Recherche und komplexe Zusammenhänge nicht auf Kosten der Verständlichkeit und des Lesevergnügens gehen müssen. Neben seiner publizistischen

Tätigkeit macht Gutberlet außerdem als Stadtführer in Berlin Geschichte zugänglich.